



Dies ist eine Leseprobe des Tropen Verlags. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter [www.tropen.de](http://www.tropen.de)

PHILIP  
**KERR**

TROPEN

DER  
WINTER  
TRANSFER



THRILLER

AUS DEM ENGLISCHEN VON  
AXEL MERZ

Tropen

[www.tropen.de](http://www.tropen.de)

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel

»January Window« im Verlag Head of Zeus, London

Copyright © 2014 by thynKER Ltd

Für die deutsche Ausgabe

© 2015 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Umschlag: Herburg Weiland, München

Unter Verwendung eines Fotos von La Bombonera, Buenos Aires,

2010 © Reinaldo Coddou H.

Gesetzt von Dörlemann Satz, Lemförde

Gedruckt und gebunden von CPI – Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-608-50138-4

**Dieses Buch erzählt eine erfundene Geschichte. Die Fehler darin sind meine eigenen und nicht die des Fußballtrainers, von dem ich meine Informationen habe. (Bitte fragen Sie nicht!)**

**An seine Adresse will ich hinzufügen: Ich versichere Ihnen meine vollste Diskretion. Ich werde Sie nicht feuern, versprochen – selbst wenn dieses Buch nichts gewinnt.**

**Philip Kerr**

## **KAPITEL 1**

### **JANUAR 2014**

Ich hasse Weihnachten. Ich bin vierzig Jahre alt, und ich hasse es schon mindestens mein halbes Leben lang.

Früher war ich Profifußballer. Heute trainiere ich andere in der Premier League, und deswegen denke ich bei dem Wort »Weihnachten« immer an einen Spielplan, der so vollgestopft ist wie ein Spielzeugladen. Weihnachten heißt frühmorgendliches Training auf gefrorenen Plätzen, schmerzende Adduktoren, die nicht genügend Zeit zum Regenerieren haben, betrunkene Fans, die Übermenschliches von ihrem Team verlangen – von den Erwartungen eines gnadenlosen Clubbesitzers oder Präsidenten ganz zu schweigen. Und nicht zu vergessen die ach so leichten Spiele gegen die Rumpelfußballer vom Tabellenende, die einem ziemlich heftig in den Hintern treten können.

Diese Saison ist alles wie immer. Am Boxing Day, dem zweiten Weihnachtsfeiertag, haben wir auswärts gegen Manchester United gespielt. Am ersten Feiertag, wenn neunundneunzig Prozent der Leute damit beschäftigt sind, Geschenke auszupacken, zur Kirche zu gehen, gemütlich vor einem hübschen Kaminfeuer fernzusehen oder sich still und leise volllaufen zu lassen, sind wir in Hangman's Wood, unserem Trainingsgelände in Thurrock, gewesen. Am 28. haben wir dann gegen Newcastle gespielt, und am Neujahrstag zu Hause gegen die Tottenham Hotspurs. Drei

Spiele in sieben Tagen. Das ist kein Sport mehr, das ist ein beschissener Ironman.

Wer im Profigeschäft von diesem Spiel schwärmt, meint damit sicher nicht die Weihnachtszeit. Und zu der alten Geschichte im *Boy's Own Magazine* über die britisch-deutsche Partie im Niemandsland des Ersten Weltkriegs kann ich nur so viel sagen: Hey, sicher, ich will mal sehen, wie die das ohne einen fitten Torwart geschafft hätten und mit einem trägen Mistkerl von Mittelstürmer, der auf einen Wintertransfer hofft, um sein ohnehin bereits astronomisches Gehalt noch mal zu verdoppeln.

Wintertransfer – so nennen wir die vierwöchige Transferperiode mitten in der Saison, wenn europäische Clubs einen neuen Spieler verpflichten dürfen. Die ganze Idee ist selten bescheuert (und typisch FIFA). Dabei geht es nämlich zu wie auf dem Flohmarkt: Die Clubs versuchen, ihr Totholz loszuwerden, und zur gleichen Zeit legen sie übertrieben viel Schotter für irgendeinen angesagten goldenen Bubi hin. Der soll ihnen dann die Chance wahren, irgendwas zu gewinnen, oder einfach nur dabei helfen, den Abstieg zu verhindern.

Jeder Club versucht, Spieler zu kaufen: Der richtige Deal kann über den Titel entscheiden oder einem die Relegation ersparen. Man muss sich nur die Spieler ansehen, die in den vergangenen Wintertransfers gekauft wurden: Luis Suárez, Daniel Sturridge, Philippe Coutinho, Patrice Evra, Nemanja Vidić sind alle schon mal im Winter zu neuen Clubs gestoßen. Wer mal ein Glied in einer Kette von Hauskäufern war, die ihr neues Haus erst kaufen können, nachdem sie ihr altes verkauft haben, der ahnt, wie heiß es in der Endphase der Transferperiode zugeht.

Ich finde, früher war es besser, als es noch überhaupt kein Transferfenster gab, das man zumachen konnte. Überhaupt fand ich fast alles am Spiel früher besser, bevor Sky Sports, Zeitlupen-

wiederholungen und die Änderung der Abseitsregel 2005 es zu dem gemacht haben, was es heute ist.

Aber ich habe noch einen anderen, viel übleren Grund, warum ich Weihnachten hasse. Am 23. Dezember 2004 wurde ich der Vergewaltigung für schuldig befunden und zu acht Jahren Gefängnis verurteilt. Man muss nicht der Geist von Jacob Marley sein, um zu kapiieren, wie einem so was die Lust an Weihnachten, egal ob vergangene, gegenwärtige oder zukünftige, verderben kann.

Aber dazu später mehr.

Mein Name ist Scott Manson, und ich bin Co-Trainer von London City. Ich trainiere mit den Jungs, und ich gehe mit gutem Beispiel voran. Heißt, keinen Alkohol ab dem 22. Dezember bis zum Neujahrsabend. Das ist so, als wäre man Zeuge Jehovas und zu Gast auf der protzigen Bilderbuchhochzeit einer dieser beklopperten Spielerfrauen. Kein Alkohol, kein Spätprogramm, gesundes Essen und definitiv keine Zigaretten. Und sollte ich – oder eher Maurice McShane, der Mann fürs Grobe bei London City – in einer Illustrierten das Foto eines meiner Spieler auf dem Weg von einem Nachtclub nach Hause entdecken, am besten noch mit einer Silk Cut in der Hand, dann ist die Hölle los. Ich habe schon einen Torjäger zur Sau gemacht, weil der sich am Abend vor dem Neujahrsderby ein Drachentattoo stechen ließ, ein Weihnachtsgeschenk seiner hirnamputierten Tussi. Nebenbei – ein frisches Tattoo tut höllisch weh, die Tinten und Pigmente sind manchmal verunreinigt, und außerdem verursachen sie gelegentlich Übelkeit, Granulome, Lungenerkrankungen, Gelenkentzündungen und Augenprobleme. Kennen Sie die Bibelstelle, wo es heißt, der Leib ist ein Tempel? Das trifft auf Profifußballer ganz besonders zu. Die tun gut daran zu beten, dass sie ihrem Tempel keinen verdammt Schaden zufügen, wenn sie auch in Zukunft hundert Riesen die Woche verdienen wollen. Ich meine das toderntst. Sie

wollen einem Fußballer was Schönes zu Weihnachten schenken? Kaufen Sie ihm eine DVD-Box und eine Flasche Acqua di Parma. Alles, bloß keinen Gutschein, um seinen Tempel mit Graffiti beschmieren zu lassen – zumindest nicht, bevor wir mit dem Spielplan durch sind.

Wir spielten also null-null gegen Manchester United, verloren drei-vier gegen Newcastle und gewannen zwei-eins gegen Tottenham. Damit stand London City in der Tabelle der Premier League auf dem neunten Platz. Außerdem spielten wir in der Hinrunde des englischen Ligapokals null-null gegen West Ham. Aber das war mir alles egal, weil Didier Cassell, unser Stammtorwart, in der fünften Minute des Spiels gegen die Spurs in Silvertown Dock eine schwere Kopfverletzung erlitt. Bei dem Versuch, einen Schuss von Alex Pritchard zu parieren, krachte er mit voller Wucht gegen den Pfosten.

Im Fernsehen sah schon allein der Aufprall übel aus. Und zuerst dachte ich, dass das Geräusch, das die Mikrofone neben dem Tor aufgefangen hatten, vom Einschlag des Balles in die Werbebande kam. Aber nachdem Sky Sports die Szene mehrmals in Superzeitlupe aus verschiedenen Blickwinkeln gezeigt hatte – sicher zur großen Freude von Didiers Familie –, kapierte ich, dass der dumpfe Schlag der Schädel unseres Torwarts war, der am Pfosten brach. Ich bin mir nicht sicher, wem das näher ging – unseren eigenen Jungs oder denen von Tottenham.

Cassell verlor augenblicklich das Bewusstsein und war reglos, als er von der St. John Ambulance vom Platz getragen wurde.

Vier Tage später lag er immer noch bewusstlos auf der Intensivstation. Niemand sprach von einem Koma – niemand außer den beschissenen Zeitungen natürlich. Die hatten ihn schon für das Ewige Team im Tor.

Wegen der dritten Runde im FA Cup am folgenden Wochenende versuchten wir, schnell einen Ersatzkeeper beim ehema-



ligen Club meines Vaters, Heart of Midlothian, zu kaufen. Die Gläubiger des Vereins meinten wohl, das Eintreiben ihrer Außenstände wäre wichtiger als ein sauberer Kasten. Kenny Traynor war für neun Millionen Mäuse geradezu ein Schnäppchen.

Unser Cheftrainer, João Gonzales Zarco, hatte das auf seine eigenwillige Art kommentiert, als er und ich Didier im Krankenhaus besuchen wollten und wir uns an der Schar von Kameras und Reportern vorbeidrängen mussten.

»Ich habe keine Lust, über einen Ersatzkeeper zu reden. Bitte keine Fragen, okay? Unsere Gedanken sind bei Didier und seiner Familie, und wir hoffen, dass er sich rasch erholt. Mehr habe ich dazu nicht zu sagen. Egal, wie viele Pläne du machst oder wie sehr du dein Team unter Kontrolle hast, das Leben schiebt den Ball an dir vorbei ins Netz.«

Zarco war oft emotional, und auch diesmal wischte er sich eine Träne aus dem Auge, als er fortfuhr: »Wo Flutlicht ist, gibt es auch Schatten. Jeder in der Liga weiß, was es heißt, hin und wieder im Schatten zu spielen. Und noch was, und das gilt speziell für die unter Ihnen, die Kommentare gemacht haben, die man nicht machen sollte, wenn ein tüchtiger junger Mann um sein Leben kämpft: Ich bin ein Elefant. Ich vergesse nichts. Und wenn diese Sache ausgestanden ist, trample ich über Sie hinweg, wische meinen Hintern mit Ihren Parolen ab und pinkle auf Ihre Titelseiten, ist das klar? Bei London City sind wir eine Familie. Einer unserer geliebten Söhne ist schwer verletzt, ja. Aber wir stehen das durch, alle zusammen. Ich verspreche Ihnen, dieser Club wird wieder ins Licht zurückkehren. Genau wie Didier Cas-sell.«

Besser hätte ich es selbst nicht sagen können. Ich habe keinen Grund, die Zeitungen zu mögen, nicht einen einzigen. Die meisten Journalisten sind nichts als wichtigtuerische Unruhestifter, sie nennen das nur anders, nämlich »einer Story nachjagen«. Als

würde das alles rechtfertigen. Das tut es nicht. Jedenfalls nicht, soweit es mich betrifft.

Natürlich konnten wir das damals noch nicht wissen, aber unsere Probleme in der Crown of Thorns fingen gerade erst an.

## KAPITEL 2

Crown of Thorns, Dornenkrone, so nennen die Einheimischen das Stadion von London City am Silvertown Dock im Londoner East End. Maggi Hambling, Künstlerin und Beraterin der verantwortlichen Architekten Bellew & Hammerstein, hat den Namen erfunden. Ich mag ihre Arbeiten sehr und habe ein paar ihrer fantastischen Gemälde vom Meer. Ja, vom Meer. Das klingt bescheuert, ich weiß, aber wenn man sie sieht, kapiert man schon, dass sie etwas Besonderes sind.

Das Stadion ähnelt dem Vogelnest von Peking: Zwei unabhängige Strukturen, die in orangefarbenem Beton gehaltene Schale für die Tribünen (Orange ist unsere Farbe) und ein äußeres Stahlgerüst, das irgendwie an eine Dornenkrone erinnert. Es ist jedenfalls das markanteste Gebäude im Londoner Osten. Der Bau hat fünfhundert Millionen Pfund verschlungen, aber das spielt keine Rolle, weil der Club einem ukrainischen Milliardär gehört, der anscheinend Geld schießt.

Das *Forbes Magazine* schätzt, dass Viktor Jewegenowitsch Sokolnikow zwanzig Milliarden Dollar schwer ist. Platz fünfzig der reichsten Menschen der Welt.

Fragen Sie mich nicht, wie dieser Sokolnikow seinen matterhorngroßen Haufen Geld gemacht hat. Ich will es gar nicht wissen. Ich weiß nur, was Sokolnikow mir erzählt hat: Sein Vater arbeitete in einer kleinen ukrainischen Stadt namens Schostka in

einer Fabrik, in der fotografischer Film hergestellt wurde. Sokolnikow machte seine erste Million mit dem Handel von Holz und Kohle, und die steckte er wiederum in riskante Geschäfte, die sich ausgezahlt haben.

Keine Ahnung, wie er die Football Association und den Bürgermeister von London überzeugt hat, ihn die Schulden eines Quartetts alter, insolventer Fußballclubs aus dem East End übernehmen zu lassen, um alle vier als London City in der Second Division neu zu starten. Aber Geld, ganze Wagenladungen voll, könnte was damit zu tun gehabt haben.

Sokolnikow hat ein Vermögen ausgegeben, um die Silvertown Docks und die Region Thames Gateway aufzuwerten. Der Club – der nach nur fünf Jahren in die Premier League aufgestiegen ist – ernährt heute mehr als vierhundert Menschen. Ganz zu schweigen von dem Geld, das London City in einen Teil Londons spült, in dem »Investition« früher ein Schimpfwort war.

Außerdem hat Sokolnikow versprochen, dass seine Firma Shostka Solutions AG die neue Thames Gateway Bridge bauen wird. Boris Johnson hatte das Projekt 2008 gekippt, weil die Brücke zu teuer geworden wäre. Sokolnikow muss nur warten, bis die Flaschen von der Labour Party im Planungsausschuss aufwachen und den Kaffee riechen, den er kocht. Wie die Dinge stehen, ruht das Projekt derzeit.

Als ich aus dem Krankenhaus in meine Wohnung in der Manresa Road in Chelsea kam, begrüßte mich Sonja, meine Freundin, schon an der Tür. »Matt ist hier«, sagte sie leise.

»Matt?«

»Matt Drennan.«

»Oje! Und, was will er?«

»Ich glaube, das weiß er auch nicht. Er ist betrunken und ziemlich durcheinander.«

»Na, das ist ja mal eine Überraschung.«

»Er ist seit über einer Stunde hier, Scott. Ich hatte Mühe, ihn von der Hausbar fernzuhalten.«

»Jede Wette.«

Ich küsste sie auf die kühle Wange. Sie mochte Drennan nicht. Ich konnte es ihr nicht übel nehmen – sie hatte den Matt Drennan, den ich von früher kannte, schließlich nie erlebt.

»Scott, er wird aber nicht bleiben, ja? Nicht über Nacht. Er macht mir Angst, wenn er so betrunken ist.«

»Er ist harmlos, Engel.«

»Nein, ist er nicht, Scott. Er ist eine Ein-Mann-Katastrophe.«

»Überlass ihn mir, Liebes. Ich kümmere mich um ihn.«

Drennan stand unsicher wankend im Wohnzimmer und startete eines meiner Hamblings an: eine riesige Welle, die an einen Tsunami erinnerte und kurz davor war, auf den Strand von Suffolk zu krachen.

Ich trat zu meinem alten Teamkameraden und legte ihm eine Hand auf die Schulter, um ihn zu stützen. Seit Sonja den Raum verlassen hatte, war es ihm gelungen, sich ein Glas Whisky einzuschenken. Ich spekulierte darauf, es ihm wegzunehmen, sobald er es absetzte. Sein Hemd war zerrissen und nicht sehr sauber, und sein Ohrläppchen zierte eine dicke, vertrocknete Blutkruste, wo normalerweise ein kleiner Diamant steckte.

»Genau so fühle ich mich«, sagte Drennan mit einem Nicken in Richtung Gemälde.

Sein Atem stank wie ein Altglascontainer.

»Du hast nicht vor zu kotzen, oder, Matt? Das ist nämlich ein neuer Teppich.«

Drennan lachte. »Keine Sorge. Dazu müsste ich erst was essen.«

»Wir könnten uns einen Kebab holen, wenn du magst«, schlug ich vor. »Und dann fahre ich dich nach Hause.«

Es war lange her, dass ich dem Kebab Kid in Parsons Green einen Besuch abgestattet hatte. Dieser Tage hatte ich mehr Appetit auf Sushi, aber wenn ich ihn damit glücklich machen konnte, kein Problem.

»Hab keinen Hunger«, sagte er.

»Was machst du hier? Du wolltest doch Neujahr mit Tiffany verbringen.«

Drennan musterte mich aus trüben Augen. »Ich wollte fragen, wie es deinem Franzosen so geht. Du weißt schon, der sich den Schädel eingenannt hat. Ich war im Krankenhaus, aber sie haben mich rausgeworfen, weil ich besoffen bin.«

»Ein Wunder, dass sie dich nicht gleich dabehalten haben. Ehrlich, Matt. Hast du's dir vorher mal mit ihnen verdorben, oder ist unser Gesundheitssystem tatsächlich so schlimm, wie alle sagen?«

»Ich hatte Streit mit Tiff.« Das war nichts Neues; den Text hatte er mir schon häufiger erzählt. Ich hatte da noch keinen Schimmer, dass es diesmal viel mehr war als nur ein Streit, dass Tiff im gleichen Krankenhaus lag wie Didier und dass das der eigentliche Grund für Matt Drennans unverhofftes Auftauchen war.

»Sie hat einen scheiß Reitstiefel nach mir geworfen.« Er lachte erneut. »Genau wie Fergie. Wir hätten sie in der Umkleide in Highbury gebrauchen können, was? Ehrlich, Scott, diese Frau hat ein Maul im Gesicht wie ein verdammter Gasbrenner. Nicht wie dein Mädchen. Sandra, ja? Bildschön. Was macht sie noch gleich?«

»Sie ist Psychotherapeutin, Matt. Und sie heißt Sonja.«

»Ja, richtig, 'ne Psychotussi. Dachte mir schon, dass mir das irgendwie bekannt vorkommt. Wie sie mich angesehen hat. Als wär ich ein verdammter Irrer.«

»Du bist ein verdammter Irrer, Matt. Ich habe Leute in der

Klappmühle gesehen, die mehr Tassen im Schrank hatten als du, du Mistkerl.«

Drennan grinste und schüttelte den Kopf wie das leutselige Schaf, das er war. Dann rieb er sich wie wild das Gesicht.

»Hat sie dich wieder rausgeworfen?«

»Yep. Und wie. Aber wir haben schon Schlimmeres durchgemacht. Wird schon wieder. Sie wird mir das Ohr abkauen, und ich muss in der Garage schlafen.«

»Sieht aus, als hätte sie das schon«, sagte ich. »Dir das Ohr abgekaut. Es blutet. Soll ich dir was drauf tun? Wundsalbe und ein Pflaster?«

»Geht schon, keine Sorge. War nur eine Tracht Prügel mit dem Reitstiefel, das ist alles.«

»Normal, wie?«

»Yep. Alles ganz normal.«

Matt Drennan, übergewichtig und mit schütterem Haar, gab eine elende Gestalt ab. Er kam wie ich ursprünglich aus Schottland, aber da endeten die Gemeinsamkeiten auch schon. Wenn ich ihn jetzt ansah, konnte ich kaum glauben, dass wir beide vor zehn Jahren bei Arsenal in der gleichen Mannschaft gespielt hatten. Ein gebrochenes Bein hatte Drennos Karriere mit gerade mal neunundzwanzig Jahren beendet. Da hatte er schon mehr als einhundert Tore für die Gunners gemacht und war einer der Helden von Highbury. Selbst heute konnte er noch unangemeldet im Emirates Stadium auftauchen, und die Menge jubelte, sobald er den Rasen betrat.

Das ist mehr, als die Arschlöcher je für mich getan haben. Selbst die Fans der Spurs respektierten ihn, und das will was heißen.

Seit Matt nicht mehr spielte, war sein Leben ein Groschenroman von Fehlschlägen und Peinlichkeiten, von den Medien bis ins kleinste Detail ausgeleuchtet: Alkohol, Depressionen, Kokain

und Nurofen, drei Monate im Bau wegen Trunkenheit am Steuer, sechs Monate wegen tätlichen Angriffs auf einen Polizeibeamten (was ich ihm nicht verübeln kann), ein Flirt mit Scientology, eine ebenso kurze wie unrühmliche Karriere in Hollywood, Privatinsolvenz, ein Wettskandal, die bittere Scheidung von seiner ersten Frau und eine zweite Ehe, die ebenfalls gerade zerbrach.

Zuletzt hatte ich gehört, dass er sich in die Priory Clinic eingeeckelt hatte – nicht zum ersten Mal –, um sein Leben wieder auf die Reihe zu bringen. Nicht, dass ihm jemand auch nur die kleinste Erfolgchance eingeräumt hätte. Matt Drennan war öfter getrocknet worden als ein Badetuch im Holiday Inn. Er ist der einzige Fußballer, den ich kenne, dessen Autobiografie faszinierenden Lesestoff abgibt – meine eigene inbegriffen. Neben ihm sieht Syd Barrett aus wie der Sprecher der Kirche von Schottland.

Ich liebte ihn trotzdem, als wäre er – nun ja, nicht gerade meine Schwester, wir haben uns nicht mehr viel zu sagen. Aber jedenfalls war er ein sehr wichtiger Mensch in meinem Leben.

»Und? Wie geht es ihm? Jetzt sag schon.«

»Didier Cassel? Nicht gut. Überhaupt nicht gut. Er fällt für den Rest der Saison aus, so viel ist klar. Im Augenblick würde ich sagen, du hast größere Chancen, wieder aufzulaufen, als er.«

Drennan blinzelte, als wäre das eine Möglichkeit.

»Verdammt, was würde ich nicht geben, um noch eine Saison zu spielen.«

»Wir alle, mein Freund. Wir alle.«

»Wenigstens das Finale im FA Cup. An einem sonnigen Tag im Mai. *Abide with Me* singen. Wir gegen einen Gegner wie Tottenham oder Liverpool. Das komplette Wembley-Ding. So wie früher, bevor die Premier League und ausländische Trainer und Rupert Murdoch, der Idiot, den Fußball zu einer Nebenveranstaltung gemacht haben.«



»Ich weiß. So geht's mir auch.«

»Ich will nur einen letzten ganz großen Auftritt in Wembley. Ein allerletztes Mal fette Schlagzeilen. Bevor ich endgültig Schluss mache.«

»Sicher, Matt, sicher. Du kannst die Gesänge der Fans dirigieren.«

»Ich mein's ernst, Scott.«

Drennan setzte das Glas an die Lippen. Bevor er trinken konnte, nahm ich es ihm mit einer flinken Bewegung aus der Hand und stellte es weg.

»Komm schon, Matt«, sagte ich. »Der Wagen steht gleich vor der Tür. Ich würde dich ja hier pennen lassen, aber du trinkst mir nur die Bar leer, und dann muss ich dich rauswerfen. Besser, ich bring dich gleich nach Hause. Warum fahr ich dich nicht direkt zur Priory? Ist nicht mal 'ne halbe Stunde von hier. Ich sag dir was: Ich bezahl dir die erste Woche. Ein nachträgliches Weihnachtsgeschenk von deinem alten Kumpel bei den Gunners.«

»Ich würde ja, aber sie lassen einen nicht mal lesen da drin, und du weißt ja, wie das ist mit mir und den Büchern. Ich langweile mich ohne zu Tode.«

Wie zum Beweis warf er einen Blick auf ein eingerolltes Taschenbuch in seiner Jackentasche, als wollte er sich überzeugen, dass es noch da war.

»Warum? Warum lassen sie dich nicht lesen?«

»Die Mistkerle denken, dass man nicht aus seinem Schneckenhaus kommt und über seine beschissenen Probleme redet, wenn sie einen lesen lassen. Als würde das irgendwas besser machen. Ich versuche, wegzukommen von meinen Problemen und nicht mit dem Kopf voran gegen sie anzurennen. Außerdem muss ich nach Hause, wenigstens, um meinen Diamantstecker zu holen. Er ist mir rausgefallen, als Tiff mich verprügelt hat, und der dämliche Köter hat gedacht, er wär ein Bonbon, und hat ihn runter-

geschlungen. Er mag Pfefferminz, okay. Ich hab den Hund in den Schuppen gesperrt, damit er den Stecker in Ruhe ausscheiden kann. Hoffentlich hat niemand die Töle rausgelassen. Der hat mich sechs Riesen gekostet.«

Ich lachte. »Und ich dachte, ich hätte die Scheißjobs bei London City.«

»Richtig.« Drennan grinste und stieß einen lauten Rülps aus. »Ich mag das«, sagte er und deutete auf das Bild, bevor er sich im Wohnzimmer umsah und anerkennend nickte. »Gefällt mir. Deine Wohnung. Dein Mädchen. Du hast es geschafft, du altes Schlitzohr. Ich beneide dich, Scott. Aber ich freue mich auch für dich. Nach allem, was passiert ist, weißt du?«

»Komm jetzt, du Trottel. Ich bring dich nach Hause.«

»Vergiss es«, sagte Drennan. »Ich geh zur King's Road und steig in ein Taxi. Vielleicht erkennt mich der Fahrer und nimmt mich umsonst mit. Passiert öfter.«

»Und so landest du in den Schlagzeilen, weil du mal wieder aus einem Pub geflogen bist.« Ich packte ihn beim Arm. »Ich fahr dich, basta.«

Drennan wand sich frei und schüttelte den Kopf. »Du bleibst hier bei deiner hübschen Lady. Ich nehm mir ein Taxi.«

»Auf direktem Weg nach Hause.«

»Versprochen.«

»Lass mich dich wenigstens zum Taxi begleiten«, sagte ich.

Ich brachte Drennan zur King's Road, wo ich ein Taxi für ihn heranwinkte. Ich bezahlte den Fahrer im Voraus, und als ich Drennan beim Einsteigen half, steckte ich ihm zwei Hunderter in die Manteltasche. Ich wollte die Wagentür gerade schließen, als er sich umdrehte und meine Hand packte. In seinen hellblauen Augen standen Tränen.

»Danke, Scott.«

»Wofür?«

»Dafür, dass du ein Freund bist. Sonst hab ich ja nicht viele.«

»Dafür musst du mir nicht danken, Matt. Du am allerwenigsten.«

»Trotzdem. Danke.«

»Jetzt mach, dass du nach Hause kommst, bevor ich meine Violine hole.«

Vor dem Geldautomaten saß ein Mann auf dem Bürgersteig. Ich gab ihm einen Zwanziger, obwohl ich besser ihm die zweihundert gegeben hätte. Der Kerl war wenigstens nüchtern. Schon als ich das Geld in Drennos Tasche gesteckt hatte, war mir klar, dass ich einen Fehler machte. Genau wie ich wusste, dass es ein Fehler war, ihn nicht selbst nach Hause zu fahren. Aber man vergisst manchmal, wie schlimm Säufer sein können. Wie selbstzerstörerisch. Ganz besonders ein Säufer wie Drenno.

## KAPITEL 3

Als ich nach Hause zurückkam, war Sonja in der Küche und machte das Abendessen. Sie war eine exzellente Köchin und hatte ein köstlich aussehendes Moussaka gezaubert.

»Ist er auf dem Heimweg?«

»Ja.«

Ich sog gierig den Duft des Moussaka ein. »Wir hätten Drenno zum Essen einladen sollen«, sagte ich. »Was Ordentliches im Magen ist wahrscheinlich genau das, was ihm fehlt.«

»Dem fehlt mehr als was zu essen«, erwiderte sie. »Zum Glück ist er weg.«

»Du solltest eigentlich die Mitfühlende sein.«

»Wie kommst du denn darauf?«

»Ich dachte, das wäre Teil deines Jobs.«

»Meine Patienten brauchen kein Mitgefühl, sie brauchen Verständnis. Das ist ein Unterschied. Drenno will auch kein Mitgefühl. Er will etwas, das unmöglich ist. Er will die Zeit zurückdrehen. Sobald er das einsieht und sein Leben und sein Verhalten entsprechend korrigiert, haben sich seine Probleme erledigt. Bei dir war es doch das Gleiche. Wenn er das nicht schafft, kann man jetzt schon absehen, wo es endet. Das ist einer von denen, die wirklich den eigenen Untergang wollen. Ein Fall wie aus dem Lehrbuch.«

»Da könntest du recht haben.«

»Selbstverständlich habe ich recht. Ich bin Ärztin.«

»Das sagst du.« Ich schlang die Arme um sie. »Aber für mich bist du die attraktivste Spielerfrau, der ich je begegnet bin.«

»Ich nehme das als Kompliment, obwohl ich für Coleen Rooney und ihresgleichen wirklich nichts übrig habe.«

Wir aßen am Küchentresen und wollten gerade schlafen gehen, als das Telefon läutete. Das Display zeigte Corinne Rendall an, Viktor Sokolnikows Sekretärin. Ich hatte nicht viel mit Viktor zu tun, worüber ich manchmal froh war. Wie viele andere auch hatte ich das *BBC Panorama Special* über Sokolnikow gesehen. Angeblich hatte er sein Geschäft von einem ukrainischen Landsmann mit Namen Natan Fissanowitsch übernommen, einem Boss der Russenmafia in Kiew. Fissanowitsch war zusammen mit drei seiner Spießgesellen 1996 völlig unerwartet von der Bildfläche verschwunden. Die vier waren erst Monate später wieder aufgetaucht – in flachen Gräbern. Sokolnikow stritt vehement ab, irgendetwas mit Fissanowitschs Tod zu tun zu haben, aber was sollte er auch sagen.

Ich nahm den Hörer ab.

»Viktor Sokolnikow will wissen, ob Sie in zehn Minuten einen Anruf von ihm entgegennehmen können«, sagte Corinne.

Instinktiv warf ich einen Blick auf meine Uhr – eine brandneue Hublot – und überlegte, dass ich den Mann, der zehn Riesen für mein Weihnachtsgeschenk ausgegeben hatte, schlecht warten lassen konnte. Zarco, ich, jeder im Team hatte genau die gleiche Hublot bekommen.

»Ja, selbstverständlich.«

»Gut. Wir melden uns.«

Ich legte das Telefon zurück. »Ich frage mich, was er will ...«

»Wer?«

»Sokolnikow.«

»Pass auf, Scott. Ich will nicht irgendwann morgens aufwachen

und feststellen, dass ich mir die Zehen an einem abgetrennten Pferdekopf gewärmt habe.«

»Sokolnikow ist nicht so, Sonja.« Ich stellte die Teller in den Geschirrspüler. »Er ist überhaupt nicht so.«

»Wenn du mich fragst, sind sie alle so.« Sie schob mich in Richtung Wohnzimmer. »Geh und warte auf deinen Anruf, okay? Ich räume auf. Abgesehen davon musst du ziemlich erschöpft sein, nachdem du diese Uhr den ganzen Tag lang herumgeschleppt hast.«

Wenige Minuten später rief Corinne erneut an: »Scott?«

»Ja.«

»Ich habe Viktor in der Leitung.« Es klickte.

»Viktor! Ein frohes neues Jahr und noch mal danke für die Uhr! Das war sehr großzügig von Ihnen.«

»War mir ein Vergnügen, Scott. Freut mich, dass sie Ihnen gefällt.«

Sie gefiel mir gut, aber Sonja hatte recht: Es war ein ziemlich klobiges Ding.

»Was kann ich für Sie tun?«, fragte ich.

»Eine Menge, Scott. Zuerst zu Didier. Sie haben ihn heute besucht, richtig?«

»Er ist immer noch bewusstlos, leider.«

»Ein Jammer. Ich besuche ihn, sobald ich wieder in London bin. Im Augenblick bin ich in Miami, auf dem Weg zur Jacht in der Karibik.«

Mit ihren einhundertfünf Metern war die *Lady Ruslana*, Sokolnikows Jacht, vielleicht nicht die größte auf der Welt, aber immerhin genauso lang wie ein Standard-Fußballfeld – was den Zeitungen nicht verborgen geblieben war. Einmal war ich auf dem Schiff eingeladen und hatte schockiert erfahren, dass allein das Auftanken siebenhundertfünfzigtausend Pfund kostete – ein ganzes Jahresgehalt für mich.

»Er ist ein starker junger Kerl. Wenn sich jemand von so einer Verletzung wieder erholen kann, dann Didier Cassell.«

»Das hoffe ich.«

»Was ist mit Ayrton Taylor?«

»Der Kopfball, der sich als Hand herausgestellt hat?«

»Genau der.«

In der Partie gegen Tottenham hatte unser Mittelstürmer Ayrton Taylor einen Eckball scheinbar mit dem Kopf verwandelt, und der Schiedsrichter, Howard Webb, hatte das Tor gegeben. Aber während alle anderen gejubelt hatten, war Taylor zu Webb gegangen und hatte ihm gesagt, dass der Ball von seiner Hand abgesprungen war. Woraufhin Webb seine Entscheidung revidiert und Abstoß für Tottenham angezeigt hatte – Anlass für wütende Pfiffe und wüste Beschimpfungen gegen Webb und Taylor.

»War es richtig, was er getan hat? Was denken Sie?«, fragte Sokolnikow.

»Wer? Taylor? Na ja, in der Zeitlupe sah man deutlich, was passiert ist. Der Mann kriegt die volle Punktzahl für sportliche Fairness. Das schreiben jedenfalls sämtliche Zeitungen. Vielleicht ist es Zeit, dass es wieder fairer zugeht. Erinnern Sie sich noch, wie Paolo di Canio bei West Ham gegen Everton den Ball in die Hände nahm, anstatt ihn im leeren Tor von Everton zu versenken? Ich weiß, João sieht das anders, aber Sie haben ja mich gefragt. Ich war dabei, als Daniel Sturridge von Liverpool 2013 ein Tor gegen Sunderland gemacht hat, das ganz klar Handspiel war. So verstohlen, wie er zum Linienrichter geschickt hat, war es sonnenklar, dass er es auch wusste. Dass der Treffer nicht sauber war, meine ich. Aber er zählte, und Liverpool gewann das Spiel. Oder denken Sie an Diego Maradona bei der Weltmeisterschaft 1986 gegen England.«

»Die Hand Gottes.«

»Ganz genau. Maradona war einer der größten Spieler auf diesem Planeten, aber dieses eine Tor hat seinen Ruf rampo- niert.«

»Guter Punkt. Aber Webb hatte das Tor bereits gegeben, oder? Und ein versehentliches Handspiel ist doch anders zu be- werten als ein absichtliches?«

»Regel fünf ist da ganz eindeutig. Der Schiedsrichter darf seine Meinung so lange ändern, bis er das Spiel wieder angepfif- fen hat. Das hatte er noch nicht. Also war das nicht gegen die Re- geln. Glauben Sie mir, so was braucht Mumm. Jeder andere au- ßer Howard Webb hätte das Tor nicht zurückgenommen, trotz Taylors Geständnis. Die meisten Schiedsrichter sind zu feige, um sich zu korrigieren.

Außerdem war es wichtig, was Taylor hinterher gesagt hat. Dass das Team seinen Sieg Didier widmen wollte und es daher keinen Zweifel an diesem Sieg geben sollte. Es war vielleicht Glück, dass wir zwei-eins gewonnen haben. Ich wäre bestimmt nicht so gut drauf, wenn wir zwei Punkte liegen gelassen hätten. Andererseits wäre ich nicht überrascht, wenn Taylor jetzt zum Spieler des Monats gewählt wird. Diese Sorte Fairplay rückt die FA gerne ins Rampenlicht.«

»Okay. Überzeugt. Jetzt zu diesem schottischen Torwart, die- sem Kenny Traynor. Zarco sagt, dass Sie ihn schon seit einer Weile beobachten.«

»Das ist richtig.«

»João will ihn kaufen.«

»Ich auch.«

»Neun Millionen Pfund sind kein Pappenstiel für einen Tor- hüter.«

»Sie werden noch froh sein, wenn wir beim Elfmeterschie- ßen in einem europäischen Finale einen neun Millionen Pfund teuren Torwart zwischen den Pfosten haben. Einen wie Ma-



nuel Neuer, der hat 2013 Lukakus Elfmeter gehalten und den Deutschen den Sieg im UEFA Supercup gerettet. Im Jahr davor hätte Neuer beinahe die Champions League für Bayern München gewonnen. Herrgott, er hat sogar selbst beim Elfmeterschießen getroffen! Nein, Boss, wenn es hart auf hart kommt, dann wollen Sie bestimmt nicht Calamity James im Tor stehen haben.«

Calamity James war der Spitzname, den die Anhänger von Liverpool unfaireweise James Davis gegeben hatten, als der noch für Liverpool gespielt hatte.

»Wenn man es so betrachtet – ja, vermutlich haben Sie recht.«

»Traynor ist die schottische Nummer eins. Nicht, dass die da oben die große Auswahl hätten. Aber ich habe selbst gesehen, wie er beim Spiel gegen Portugal in Hampden spektakulär gehalten hat. Die Schotten reden heute noch davon. Cristiano Ronaldo hatte aus achtzehn Metern abgezogen, und der Ball wäre genau in der oberen rechten Ecke gelandet. Ich schwöre Ihnen, Traynor hat einen Satz von fast sechs Metern gemacht, um den Ball noch über die Latte zu lupfen. Es sah aus, als könnte er fliegen, wie Superman. Schauen Sie's auf YouTube an. Die Jocks nennen ihn nicht umsonst Clark Kent. Er ist ein netter Kerl, ruhig und nicht launisch wie viele oben im Norden. Im Training ist er immer top, und er ist gesegnet mit den größten, sichersten Händen im gesamten Fußball. Hat sie von seinem Vater, einem Metzger aus Dumfries. Die sind so groß wie ein ganzer verdammter Schinken. Seine Hand-Auge-Koordination ist sensationell. An der Batak-Maschine hat er hundertsechsdreißig Punkte geschafft. Der Rekord steht bei hundertneunddreißig.«

»Keine Ahnung, wovon Sie reden ...«, sagte Viktor.

»Ganz zu schweigen von seinem Abschlag. Der Junge hat einen Bums, fragen Sie nicht nach Sonnenschein.«

»Ich habe mir einige Clips angesehen, ja, der Junge ist gut. Wenn nur nicht ausgerechnet Denis Kampfner sein Agent wäre. Der Mann ist ein Gangster.«

Ich biss mir auf die Zunge. Beinahe hätte ich »Wer im Glashaus sitzt, sollte nicht mit Steinen werfen« gesagt.

»Agenten sind alle Gangster, Viktor. Wenigstens ist Kampfner ein offiziell bei der FIFA registrierter Gangster.«

»Als würde das einen Unterschied machen.«

»Es ist wie bei der Evolution, Viktor. Agenten sind wie die Vögel, die auf dem Rücken von Nashörnern sitzen und ihnen die Zecken aus den Ohren picken.«

»Zehn Prozent von neun Millionen sind mehr als ein paar Zecken.«

»Das ist richtig.«

»Vielleicht schalte ich meinen eigenen Agenten ein. Zarco meint, das sollte ich.«

»Ich dachte, dafür haben wir einen Sportdirektor? Für solche Deals.«

»Trevor John ist eher ein Botschafter, kein Einkäufer. Sein Job ist es, den Club gut aussehen zu lassen, wenn ich – dank der BBC – wieder einmal alles andere als gut dastehe. Unter uns: Trevor könnte nicht mal eine Tüte Kartoffelchips kaufen, ohne sich über den Tisch ziehen zu lassen.«

»Verstehe. Ist natürlich Ihre Sache, wem Sie den Abschluss zutrauen, Viktor. Ihre Entscheidung, Ihr Geld.«

»Absolut richtig. Haben Sie eigentlich die Sendung gesehen? *Panorama*?«

»Ich? Ich sehe nie fern, außer Fußball oder mal einen netten Film. So einen Mist wie *Panorama* sehe ich mir ganz bestimmt nicht an. Warum?«

»Nur damit Sie Bescheid wissen – ich werde die BBC verklagen. Nicht ein wahres Wort in der ganzen Sendung. Nicht mal

meinen Vaternamen haben sie richtig recherchiert. Er lautet Jevgenowitsch und nicht Sergejewitsch.«

»Oh. Verstehe. Diese Fernsehritzen sind Idioten, das stimmt. Sind Sie am Sonntag eigentlich zum Spiel gegen Leeds hier?«

»Vielleicht. Ich weiß es noch nicht. Kommt auf das Wetter in der Karibik an.«